

Auf dem Zauberberg

Die Autorin führte über viele Jahre ein gesundes Leben, mit viel Bewegung, Yoga und gesundem Essen. Dann traf sie eine Krebsdiagnose: bösartiger Krebs. Mit einer Kombination aus Strahlen- und Chemotherapie wurde der Darmtumor behandelt. Ihr neues Leben fand statt zwischen Arztpraxen, Kliniken, Wartezimmern. Ein radikaler Bruch mit dem bisherigen Leben. Ein erster Erfahrungsbericht berichtet von diesem Lebenschnitt, er fand ein großes Leserecho (erschieden in DAS MAGAZIN, 9/2012). Aber es kam noch schlimmer, der Krebs kehrte zurück. Eine radikale Operation folgte. Und ein weiterer Reha-Aufenthalt. Hier setzt nun der folgende Erfahrungsbericht ein.

Der Typ neben mir, fette Kopfhörer auf den Ohren, vertilgt die stinkende Chinapfanne in der U-Bahn. Autistisch stochert er in der Papierbox. Ab und zu fällt Undefinierbares von den Stäbchen und ich ziehe meine Flipflopfüße dichter an mich heran. Bahnhof Zoo steigt er aus, der Mief bleibt. Noch zwei Stationen. Umsteigen in den Bus M 27. M steht für Metro und schnelle Verbindung. Ich warte aber 30 Minuten und quetsche mich in den völlig überfüllten Bus.

Endlich bin ich zuhause. Das Vögelchen ist tot. Nackt, die Federn versteckt in der blassrosa schimmernden Haut liegt es am Hauseingang. Berlin, die geilste Stadt. Ich bin wieder da und will sofort wieder weg.

Der Krebs war zurückgekommen, ein Rezidiv im Darm. Es musste schnell gehen mit der Entscheidung zur radikalen Operation. Jetzt habe ich ein Stoma, einen künstlichen Darmausgang, eine riesige Narbe auf dem Bauch und Pobacken, die teilweise zusammengenäht sind. Für den Rest meines Lebens werden meine Ausscheidungen in Tütchen entsorgt, die ich mir auf den Bauch klebe. Von dem Schock und den Torturen sollte ich mich erholen und einen Neustart finden. Im Hausflur begegne ich niemand, ich schließe die Wohnungstür auf und erinnere mich an das Leben in Hamborn. Zum zweiten Mal war ich dort in der Reha. Mein Paradies im Chaos eines sich auflösenden Lebens!

„Die Reha-Klinik Schloss Hamborn ist als therapeutische Gemeinschaft ein Ort menschlicher Begegnung und Entwicklung...“ beginnt die Reha-Fibel, die ich dort in meinem Zimmer vorfinde. Krebs wird hier als eine Krank-

heit unserer Zeit gesehen, die Fragen nach dem Wesen und der Existenz des Menschen aufwirft. „Bei einer Krebskrankheit muss nicht nur die Zellgeschwulst entfernt, sondern der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist behandelt werden, dann können aus Lebenskrisen und Ängsten neue Lebenschancen erwachsen.“

Das Aufnahmegespräch führt Dr. P., ehemaliger Leiter der Klinik. Er trägt einen blütenweißen Kittel und riecht stark nach Zigarettenrauch. Ich bin irritiert. Der Arzt erklärt, Nikotin sei ein Genussmittel, man müsse es nur zu nutzen wissen. In Hamborn ist Vieles anders. Morgen fahre er zum Urlaub in seine rumänische Heimat. Wenn er dort in den Bergen sei und reines Quellwasser trinke, sei ihm das Heilung pur. Vorher legt er noch meinen Heilplan fest: Mistelinfusion, Heileurythmie, Rhythmische Massage, Ölpackung, Beckenbodengymnastik, Plastizieren mit Ton. Ich solle den Tag mit Trockenbürsten beginnen, vor den Mahlzeiten Bittertee und auf den Tag verteilt Scharfgarbe-Ringelblumentee trinken. Nach dem Mittagessen geht es mit einem Leberwickel ins Bett. Im Haus gibt es kein Fernsehen und keine Plastikflaschen. Im Speisesaal mit Blick zum Wald sitze ich in einer Sechser-Tischgemeinschaft bei gestärkter Tischwäsche – selbst die Servietten sind gestärkt und stecken in Serviettentäschchen –, Kerzen und Wiesenblumen in Tischväschen. Das Essen ist phantastisch! Altmodische, lacto-vegetabile Vollwert-Ernährung, die dem Leber-Galle Rhythmus und einem mystisch anmutenden Planetenplan folgt. Montags gibt es Reis. Die Anthroposophie ordnet den Montag wie den

Reis dem Mond zu, der Besinnung und Harmonie. Jeden Mittwoch, der Tag des Merkurs, gibt es Hirse, verbindend, wärmend; eiweißreiche Speisen gibt es zum Frühstück und Mittagessen, die Kohlehydrate abends. Deshalb stehen zum Abendessen verschiedene selbst gemachte Marmeladen auf dem Buffet, aber kein Käse. Das soll helfen, morgens in Schwung und abends zur Ruhe zu kommen. Kartoffeln und Tomaten als „Pflanzen mit Tendenz zum Wuchern“ sind tabu. Beim Essen spalten sich die Klinikgäste in zwei Lager. Nicht wenige sitzen jeden zweiten Tag in Wolke 7, einem Gasthof am nah gelegenen Segelfluggelände. Hier gibt es Deftiges vom Grill und Bier. Ein Patient fährt ständig ins nahe Paderborn zu Aldi und deckt sich mit dem Nötigsten ein. Ich nicht! Ich tauche gerne ein in diese Welt, die ich schon letztes Jahr nach der Strahlen- und Chemotherapie kennen gelernt habe. Nicht nur die morgendlichen Hafer- und Dinkelbreie, die Vorsuppen, Puddings und Kompotts erinnern mich an längst vergessene Familienmahlzeiten, an das Gefühl des nach Hause Kommens nach dem draußen Spielen. Auch zusammen am gedeckten Tisch sitzen, ein Tischgebet („Das Brot vom Korn, das Korn vom Licht, das Licht aus Gottes Angesicht...“) sprechen, mittags ins Bett gesteckt werden und die vielen Wärmflaschen, rühren an Kindertage. Rote und blaue Gummiwärmflaschen – Krebs macht kalt! – sind hier allgegenwärtig, jeder hat eine auf dem Zimmer. Hamborn mit seinen 72 Zimmern schneidet als Vertragsklinik von Rentenversicherung und Krankenkassen in Klinik-Rankings regelmäßig hervorragend ab. Die Ausstattung der Räume unterscheidet sich sehr vom Einheitsdesign typischer BfA Kliniken. Die Möbel sind aus Vollholz, viele stammen aus der Schreinerei der Werkgemeinschaft, getischelt aus Bäumen naher Wälder. In meinem Zimmer sind sie aus Esche, einem besonders goldenen Holz. Vom ersten Tag an schlafe ich selig wie ein Baby. Linoleum, Wandfarben, Matratzen, Bettwäsche, Handtücher, alles natürlich, fein und gepflegt von Putzfrauen, die keiner Leasingfirma, sondern dem festen Mitarbeiterteam der Klinik angehören. Eine Hausdame kümmert sich um Blumensträuße und uralte, strotzgesunde Topfpflanzen im ganzen Haus. Fast

alle Zimmer haben einen Balkon mit Blick in den großen Patientenpark. Dahinter der Wald. Wunderbar!

Die Werkgemeinschaft Schloss Hamborn an den Ausläufern des Teutoburger Waldes gibt es seit 1931. Am Anfang stand der Gedanke vom Zusammenleben junger und alter, gesunder und kranker Menschen. Seitdem ist diese Gemeinschaft organisch nach den Bedürfnissen ihrer Bewohner gewachsen. In Reha-Klinik, Waldorfschule und -kindergarten, Landschulheim, Kinder- und Jugendhilfe, Berufsförderungswerk, Demeterhof, Bäckerei, Käserei, Cafe, Bioladen, Arzt- und Therapiepraxen, Verlag, Altenwerk, Biomasse-Heizwerk, Schreinerei, KFZ- und Fahrradwerkstatt, Second-Hand-Laden leben und arbeiten über 500 Menschen auf dem etwa 300 ha großen Gelände. Die enge Verzahnung aller Sektionen miteinander ist Programm. So liegt der Kindergarten gegenüber dem Altenwerk. Das Altenwerk mit Wohnungen für betreutes Wohnen und einem Pflegebereich gleicht einem winzigen anthroposophischen Sun City, bevölkert von jungen Alten und rüstigen Methusalems mit schneeweißen Haar ohne Gilb oder Lila, rosig frischen Gesichter mit klaren Augen in gepflegter Kleidung. Das ungewöhnliche Altenheim rührt Besucher an die eigene Sehnsucht nach einem humanen Ort für Alter und Sterben. Letztes Jahr wurde ein Barfuß-Pfad errichtet, auf dem die nackten alten Füße zwischen einer Einfassung in Rollatorbreite Kiesel, Rinde, Sand, Holz erspüren können. Sonntags trifft man viele Bewohner in der Christengemeinschaft. In bescheidenem Sonntagsstaat, die weißen Haare wie Glorien, zelebrieren sie die „Menschen-Weihehandlung“, den Gottesdienst dieser Splitterkirche. Neben an gibt es einen großen Aufbahrungsraum. Die Toten werden gewaschen, mit Rosenöl gesalbt, frisiert und würdevoll gekleidet. Drei Tage lang kann man sie zum Abschied und stillem Gedenken besuchen.

Frau F. lebt seit fünf Jahren im Pflegebereich, nachdem sie „der Schlag getroffen hat.“ „Mein Leben war ein ganz sonderbares Leben“ erzählt sie, die einst ein Bauernmädchen mit vier Schwestern war. Ihr Tag begann um drei in der Früh. „Nach einem Tag auf dem Hof wussten wir abends vor Erschöpfung nicht, wo vorne

und hinten ist. Das waren andere Zeiten damals, aber wir haben bei der Arbeit gesungen. Wo gibt es das heute noch?“ In ihren Dreißigern entdeckte Frau F. die Anthroposophie. „Da sind die Antworten auf alle Fragen“ spürte sie, aber sie verstand Texte Rudolf Steiners nicht. Trotzdem las sie seine Schriften wieder und wieder. Allmählich gewann sie Erkenntnis. Mit 58 Jahren begann Frau F. in Wien ein Kunststudium. In ihren Siebzigern kam sie nach Hamborn, „um mich hier nützlich zu machen.“ In der Klinik hat sie die Wände gestrichen, in spezieller Wischtechnik und mit Pflanzenfarben. Noch mit fast achtzig stand sie auf der Leiter und ist mit ihren riesigen bemalten Paravents zu esoterischen Vorträgen gereist. Heute reist sie nicht mehr, hat sich aber erstaunlich gut von ihrem Schlaganfall erholt. Sie präsentiert ihre Paravents in abendlichen Vorträgen in der Klinik. Die zarten Gemälde aus selbst hergestellten Farben sollen eine Imagination der geistigen Welt sein, die Geistesgeschichte der Menschheit erzählen. Ich verstehe wenig von ihrem Vortrag. Wovon redet sie nur, nachatlantische Kulturepoche, Ahriman und Luzifer, der Menschheitsrepräsentant, die Mysterienweisen? Ich habe noch nie davon gehört. Frau F. trägt eine Schürze über dem Rock mit selbst aufgenähter Tasche für ihr Schnupftuch, das sie ab und zu benutzt, weiße Bluse, dunkelblaue Strickjacke. Ihre deformierten Füße stecken in Omaschuhen mit Klettverschluss, durch einen Strumpf zieht eine Laufmasche, ein Perlmutterkamm hält ihre weißen Haare in einem Dutt. Die riesigen knotigen Hände erzählen von einem Leben, das immer Arbeit war. Das Patienten-Publikum hängt vollkommen still an ihren Lippen, vielleicht aus Respekt vor dem Alter oder einfach im Bemühen, die komplizierten Ausführungen zu verstehen. Man hört nur ihre Altbäuerinnenstimme, die Schritte und das Tappen des Gehstocks. F.'s Motto war immer „Hingehen wo man gebraucht wird.“ Neben den Vorträgen bietet sie den Gesprächskreis „Schule des Denkens“ an. „Wie stehe ich denn drin im Leben? Was heißt das denn, ein Ich? Was heißt es, ein Mensch zu sein?“ lauten die Fragen von Frau F. Sie ist 88 Jahre alt. Nach einer Woche schwinde ich im Rhythmus

gesunder Ernährung, Anwendungen, Spaziergängen und skurrilen Abendangeboten wie Filzen und Volkstanz, Vorträgen über das Heilpotential von Wickeln und Fußbädern, Sternenkunde oder Märchen. Die Begegnungen mit anderen Patienten tun gut, sind inspirierend oder tröstlich, jeder Topf findet einen Deckel. Ich muss an Hans Castorp aus Thomas Manns Zauberberg denken, aus dessen dreiwöchiger Kur sieben Jahre wurden. Und an meine Mutter auf einem alten Schwarzweißfoto. Einst hatte das Müttergenesungswerk sie zur Erholung in den Harz geschickt. Wie stolz sie da steht in ihrer Lastexhose und dem dicken langen Pulli, gestützt auf einen Wanderstock. Vielleicht war sie damals glücklich und entdeckte eine ganz andere Welt. Sicher saß auch sie in einer Tischgemeinschaft und ihr Alltag, wir Kinder, mein Vater, das enge Hausfraundasein im Rhythmus von Tun und Warten lagen weit hinter ihr. Meine Mutter ist seit 25 Jahren tot, ich habe lange nicht an sie gedacht. Diese Klinik macht es leicht, einzutauchen in Vergessenes.

Da ist z.B. Herr L., der Heileurythmist. Er arbeitet hier seit Ewigkeiten, sein Alter mag er nicht verraten. Sein Therapiezimmer mit dem riesigen Orientteppich auf dem feinen Parkett, Gardinen, sanftem Lampenlicht unter Tüchern und dem schweren purpurnen Vorhang vor der Tür hält jedes Draußen fern. Ich höre nur die Vögel Futter vom Fenstersims picken. L., ein Asket mit halblangen weißen Haaren, schlichtem Rollkragenpulli, schwarzer Hose, weißen Pulswärmern aus Mohairflaum, bewegt sich völlig lautlos und spricht grundsätzlich flüsternd. Ich tauche ein in eine andere Schwingung, übe seltsame Schrittkombinationen und Armbewegungen. Dazu spricht Herr L. „Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl...“ und spielt auf einer Leier. Am Ende jeder Stunde reicht er mir eine Kupferkugel. Sie wird ganz warm in meinen Händen. „Das muss Sie jetzt sehr beglücken, Frau Bley, das sind Ihre Selbstheilungskräfte.“ Auf dem Weg in mein Zimmer zur Nachruhe ist mein Gang erhaben und leicht. In Berlin werde ich feststellen, dass es nicht dasselbe ist, wenn ich die Eurythmie allein auf meinem Teppich übe. Manchmal sehe ich Herrn L. ganz allein im Patientengarten arbeiten. Er tut das aus reiner

Freude als Geschenk an die Patienten. Wie üppig seine Gemüse, Kräuter und Himbeeren wachsen. Immer wieder geht mit einer großen Gießkanne zum Teich Wasser holen. Warum gibt es keinen Gartenschlauch? Ich habe vergessen zu fragen.

Nach zwei Wochen erhalte ich die Nachricht, dass meine Kur auf vier Wochen verlängert wurde. Das ist nicht selbstverständlich. Die Gesundheitsreform trägt seltsame Blüten. Krebskranken stehen in der Regel nur drei Wochen zu, bei Rentnern wird grundsätzlich nicht verlängert. Bei Diagnosen wie Burnout oder chronischen Rückenschmerzen dehnt sich eine Kur dagegen schon mal über zwölf Wochen. Ich freue mich über die Verlängerung und gebe mich ganz dem Sanatoriumsdasein hin. Berlin ist weit weg. In einer Führung durch die Käseerei lerne ich viel über die Käse und Milchprodukte, die wir in der Klinik essen. „Rohmilchsahne in Demeterqualität, wo gibt es so etwas sonst? Das ist etwas ganz Feines“ meint Herr S., der die Käseerei betreibt und für seine Produkte viele Preise gewonnen hat. Vor 20 Jahren hat er den Lehrerberuf an den Nagel gehängt und aus dem Nichts mit dem Käsemachen begonnen.

Ich gehe viel spazieren in Wald und Feld, besuche die Tiere auf dem Hof, Hühner in Hühnermobilen, Schweine in Matschuhlen, Kühe auf der Weide, Kälbchen im Stall. Wie schön das alles ist. In einem Anfall aus Jugendlichkeit schneide ich eine Jeans ab und laufe in Hotpants, T-Shirt, und Latschen zwischen den Kühen umher. Stoma, na und! Am Sonnenhang der riesigen Kuhweide wachsen Wilderdbeeren. Ich zerquetsche eine Handvoll zwischen Zunge und Gaumen und spüre ihre saure Süße als Sensation. Ob der intensive Geschmack damit zu tun hat, dass in Hamborn seit 80 Jahren biologisch-dynamischer Landbau betrieben wird, lange bevor das Wort Nachhaltigkeit überhaupt erfunden wurde? Vielleicht bin ich auch einfach im Rausch zaghafter Gesundheit. Oft lege ich eine Ruhepause ein auf dem kleinen Friedhof, auf einer Wiese am Wald gelegen. Liegen hier die glücklicheren Toten? Sind viele Krebskranke darunter? Oder ich treffe das Schaf auf dem Schüler-Bauernhof. Ich weiß nicht, ob die dicke blutige Beule an seinem Kopf auch Krebs ist, das Schaf wirkt

vital, aber traurig. Ich rupfe Klee und füttere das Tier. Dann lege ich meine Hand auf seinen Kopf. Durch das warme Fell spüre ich sein Leben. So stehen wir lange still, das Schaf und ich.

Mit den Tagen wachsen meine Kräfte, meine Spaziergänge werden länger, Vertrauen, Mut und Frieden keimen. Ich erinnere mich, dass ich als besonders zartes, blasses Kind öfter in die Kur geschickt wurde, in die Berge oder ans Meer. Da sollte ich zunehmen, stark werden. Damals setze man mehr auf Luftveränderung als auf Psychotherapie und Pharmazie.

Die Begegnungen unterwegs und im Natura-Cafe – 100% Bio! – sind freundlich und keine ist ohne Gruß. Ich fühle mich regelrecht auf der Insel der Glückseligen. Dann empfiehlt mir mein Arzt das Buch „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?“, natürlich von Rudolf Steiner. Am Abend liegt ein uraltes zerlesenes Exemplar vor meiner Zimmertür. Psychoonkologische Betreuung gibt es in Schloss Hamborn jedoch leider nicht. Die Klinik sucht seit Jahren nach einem qualifizierten Mitarbeiter. Seltsam. Andererseits, was kann man in drei, vier Wochen schon vom Schock einer Krebserkrankung aufarbeiten? Ich gehe einfach noch mehr in die Natur hinaus, rieche auf dem Osthof an den alten Rosen, esse Wildkirschen und Himbeeren. Ich sammle Federn und Schneckenhäuser und dekoriere mein Zimmer damit. Und dann kommt Herr St. Auf der Tafel mit den Ankündigungen der freien Angebote lese ich „Naturbestaunen bei Schönwetter zum Sonnenaufgang.“ Sein zweites Angebot heißt „Vogelstimmen (CD) und Vogelbilder (Dias).“ Der Vortrag ist so aus der Zeit gefallen, es könnte gar eine Kunstperformance sein. Wir sitzen 90 Minuten im Dunkeln und St. schiebt die Dias durch, aus alten Vogelbüchern abfotografierte Motive, dazu ein altmodischer Erklärtext vom Band. Herrlich! Wir haben alle Zeit der Welt die auf der Leinwand ins Riesenhafte vergrößerten „gefiederten Freunde“ zu betrachten und ihrem Gezwitscher zu lauschen. Nach dem Vortrag habe ich einen neuen Lieblingsvogel, das Wintergoldhähnchen. Wer weiß, ob ich es jemals sehen werde in der freien Natur, vielleicht ist es schon ausgestorben. Es liegen noch jede Menge Vogelbücher zur Ansicht auf einem Tisch.

St. hat früher in der Klinik therapeutisch gearbeitet, sein Spezialgebiet war die Rhythmische Massage. Rhythmus ist ein Schlüsselbegriff in der Anthroposophie. Nach seiner Verrentung versuchte er sich in einer anderen Lebensgemeinschaft in Imkerei und Herstellung von Präparaten für die Felder, bis er erkennen musste, dass diese Arbeit nach einer 35 jährigen Tätigkeit als Masseur zu schwer, sein Körper verbraucht ist. Da kam der Ruf von Hamborn, „Franz, wir brauchen Dich, vertretungsweise.“ Hingehen, wo man gebraucht wird, auch bei ihm. Jetzt wohnt er wieder in der kleinen Wohnung im Klinikgebäude, die lange sein Zuhause war. Wir treffen uns am Sonntagmorgen, viertel nach fünf. Herr St. erklärt, dieser Sonntag, der 21. Juli sei wirklich etwas ganz Besonderes, wir gingen jetzt in das Zeichen des Löwen. Er macht ausholende Armbewegungen, „Dort liegt Bielefeld, dort Kassel, dort das Ruhrgebiet, dort das Sauerland.“ Dann erklärt er noch, dass wir nicht sprechen, sondern die Natur zu uns sprechen lassen wollen. Also setzen wir uns schweigend in Bewegung, St., elf Frauen und ein Pudel namens Amadeus, laut St. ein ganz besonderer Hund „Schauen sie nur wie er Sie anschaut!“ Franz-Xaver St., 71, Naturbursche, auf einem Tiroler Bergbauernhof aufgewachsen, gewalkter Jancker, Altmänner-Cordhose, speckige Wandersstiefel, gestricktes Mützchen, großer derber Leinenrucksack mit Lederschlaufen. Was da wohl drin ist? Die Patientinnen sind gerüstet in Funktionskleidung wie aus dem Outdoor-Katalog, Hightechmaterialien in rot-schwarz, türkis-grau. Ein paar tragen Kopfbedeckungen aus Filz, Wolle oder Seidentücher in speziellem Design für Chemoglatzen. Herr St. hat den Weg so getimt, dass wir exakt zum Sonnenaufgang auf einem kleinen Bergplateau neben einem Stapel gefällter Baumstämme ankommen. In der Sichtflucht durch das Tal hebt sich zwischen riesigen Buchen der Sonnenball hervor. Die Morgensonne lässt unsere Gesichter golden leuchten. St. fragt uns tatsächlich, ob wir ein Lied singen wollen. Wir einigen uns auf „Geh aus mein Herz und suche Freud.“ Aus seinem Rucksack holt er Liedertexte und Notenblätter. Die erste Strophe klappt ganz gut, dann wird unser Gesang dünner. Wir singen tapfer und seltsam ergriffen weiter und stehen

dann noch eine Ewigkeit schweigend zusammen. St. sammelt Noten und Texte ein, wir treten den Rückweg an. Der Morgen ist erwacht. Ebenso mein Geist, wie durch eine innere Lupe nehme ich alles auf, die wärmende Sonne, das Knacken der Zweige, den Gesang der Vögel, einen Hasen auf dem Feld. Ich bin krebskrank und an diesem Morgen sehr glücklich. Im Rhythmus der Schritte steigen Erinnerungen auf an die Wanderungen meiner Kindertage, ich sehe all die Kindergärtnerinnen und Lehrer, Tante Uschi und Onkel Karl mit seiner Mundharmonika. Plötzlich erinnere ich genau, wie es damals war, als Papa uns die Glühwürmchen zeigte und wie mein Lehrer mich auf den Rücken nahm, als ich mir auf einer Klassenfahrt den Fuß verknackst hatte. Ein einfacher Morgenspaziergang! „Sie werden ganz anders in den Tag gehen“ hatte Herr St. versprochen. Später frage ich ihn, was ihn bewogen habe zu seinen Angeboten. Er sagt, ihn schmerze es zu sehen, wie viele Menschen die Verbindung zur Gänze der Natur verloren haben. Er habe sich gefragt, was er mit einfachsten Mitteln tun könne, Naturverbundenheit wiederherzustellen. Die Teilnehmerinnen gehen nach diesem stillen Morgenspaziergang ganz beglückt, leicht und sanft in den Tag, manche wirken gar verjüngt. Ich frage mich, ob St. wohl je etwas gehört hat von Techniken wie Zen-Gehmeditation, Breathwalk, MBSR oder was auch immer gerade auf dem Wellness Markt en vogue ist. Er wünscht uns „Noch einen recht kräftigen Appetit!“ Bis zum Frühstück bleibt Zeit für ein Nickerchen und bevor ich in den Schlaf sinke, spüre ich, dass dieser einfache Spaziergang zum Sonnenaufgang tatsächlich das Highlight meiner Reha ist. Vielleicht ohne ich, wie sehr ich das alles in Berlin vermissen werde, die Begegnung mit diesen exzentrischen Persönlichkeiten, die Einfachheit, die Wärme, den ganz besonderen Geist dieses Ortes, diesen Zauberberg, als mir ein paar Tränen übers Gesicht laufen während wir am folgenden Dienstag (dem Mars und der Gerste zugeordnet) beim Frühstück für die abreisenden Patienten im Kanon singen „Wechselnde Pfade, Schatten und Licht, alles ist Gnade, fürchte Dich nicht.“

* * *